

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

244 (21.10.1925) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Der Pulsschlag bei Menschen und Tieren. Das jedesmalige Zusammenschieben der Herzkammern erzeugt im Arterienstrom die Blutwelle, die die elastischen Wände der Adern ausdehnt und so durch Reiben jeder Arterie an der Oberfläche des Körpers verlaufenden Schlanader als Pulsschlag bemerkbar wird. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Pulsquelle beträgt beim Menschen 9 Meter in der Sekunde, und sie wiederholt sich beim erwachsenen Manne 72 bis 75mal in der Minute. Beim weiblichen Geschlecht ist die Pulszahl höher als beim männlichen, etwa 80 im Durchschnitt. Sehr hoch ist die Zahl der Pulschläge bei Neugeborenen, etwa 150. Sie nimmt dann bis zum 21. Lebensjahr ab, bleibt bis zum 65. beständig und erfährt dann wieder eine kleine Steigerung. Wie die Körpertemperatur, steigt auch der Puls während des Tages bestimmte Schwankungen. Er sinkt vom Morgen bis zum Mittag, steigt während des Nachmittags und verlangsamt sich abends und in der Nacht. Größere Personen haben gewöhnlich einen langsameren Pulsschlag als kleinere. Daß die Zahl der Pulschläge für den Arzt ein sehr wichtiges Zeichen ist, um gewisse Veränderungen im Allgemeinzustand des Körpers festzustellen, ist bekannt. Bei den warmblütigen Tieren schlägt der Puls desto schneller, je kleiner das Tier ist. Der Elefant hat einen Pulsschlag von 28, beim Pferde sind es 42, beim Hunde gegen 90, beim Kaninchen bereits 200. In neuerer Zeit ist es nun auch mit Hilfe sehr feiner konstruierter Apparate gelungen, den Puls noch kleinerer Säugetiere zu messen. Hierbei ist die überraschende Tatsache festgestellt worden, daß der Pulsschlag einer Ratte und eines Meeresschweinchens zwischen 300 und 350 schwankt, während der einer Maus durchschnittlich gegen 700 beträgt, also beinahe zehnmal so rasch ist wie der des Menschen. Den langsamsten Puls von allen Tieren dürfte der Walfisch mit 20 in der Minute haben, wie man dies verschiedentlich bei verwundeten Wale aus den aus der Wunde stehende hervorstömenden Blutstrahlen berechnet hat. Der Pulsschlag der Vögel schwankt zwischen 40 und 100. Die Wasserläufer besitzen den niedrigsten Puls, gegen 40. Bei den Fischen schwankt der Pulsschlag zwischen 25 und 50, bei den Reptilien zwischen 20 und 35. Die indische Riesenschlange hat z. B. nächst dem Walfisch den langsamsten Puls, 22 in der Minute, die Giftschlangen dagegen den lebhaftesten. Von den Insekten steht wieder die kleine afrikanische Wüsten- schlange, eine der giftigsten Arten, mit 40 Pulschlägen oben an.

Bücherschau

Sämtliche hier bezeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

Fehling, Hans. Die siebente Internationale Arbeiterkonferenz 1925 in Genf. 16 S. 1925 Verlagsgesellschaft des V.D.G.B. 60 Pf. Jeder, der sich über die Tätigkeit der Internationalen Arbeiterkonferenzen unterrichten will, die als ein wissenschaftliches Parlament für Sozialpolitik bezeichnet werden könnte, sollte diese kleine Broschüre in die Hand nehmen.

Hans Jäger: Kristiana-Boheme. (Adolf Harms Verlag, Hamburg.) Wer den Hans Jäger, einen Norweger, aus diesem Buch kennen lernt, das ein Stück Lebensgeschichte ist, verkennt danach, mehr von ihm zu lesen; ihm verlangt danach, sich diesem Menschen an den Hals zu werfen. Er ist jetzt fünfzehn Jahre tot, zerrieben von der Welt, die ihn nicht verstand. Wir müssen staunen, daß selbst heute in Jägers Heimat keine Bücher verlesen werden, wie Niels Høyer in seiner Vorrede zu diesem Buch sagt. Das ist ein Lebensdokument von harter Eindringlichkeit und fanatischer Wahrheitsliebe und rückhaltlosem Bekennertum. Ein Mensch entblößt sein Inneres, die Qual seiner Verleumdung. Als das Buch erschien (1885), entfesselte sich nicht nur alle Verläumdungen Kristianas, Selbst Høyer konnte sich ein Urteil fällen: „Von einem Schweine, über Schweine, für Schweine.“ Jonas Lie, der damals in Paris lebte, sagte: „... keine ganze bürgerliche Existenz hat dieser arme Mensch aufs Spiel gesetzt, sein ganzes Leben, nur um zu sagen, um hinauszuschreiben all dies Furchterliche, an das wir andern, weil wir uns für zu fein halten, nicht rühren mögen. Ein Notzettel ist es von dem, der sinkt, eine Großtat ist dieses Buch!“ Wir verstehen nicht mehr ganz die unachtreue Erregung von damals, noch weniger, daß die skandinavische Presse den in Deutschland auferstandenen Hans Jäger heute noch begeistert. Natürlich ist das kein Buch für Kinder; es verurteilt ernste Menschen.

R. A. W.

Schriftleiter: Hermann Winter, Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsel

- Uhren-Rätsel**
 1, 2 = Verhältniswort,
 4, 5 = Nahrungsmittel,
 7, 8, 9, 10 = Wasservogel,
 6, 7, 8, 9 = Stadt in Belgien,
 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 = etwas, das in der Zeitung steht,
 9, 10, 11, 12 = nichts ganzes,
 12, 1, 2, 3, 4 = Waffe,
 1-12 = Teil einer Zeitung.

Fr. Blankenfels.

Scharade

Das erste wohnt im luft'gen Haus,
 lebt Värmen mit dem Zweitein aus;
 Das Ganze blüht als Blümelein
 Am Uferstrand, im armen Gai.

Auflösungen der Rätsel der Nummer der 42. Woche.

Magisches Bierel: Dase, Ubel, Geil, Elle.
Buchstaben-Rätsel: Leiter, Strahl, Ensel, Motor, Saren, Floite, Geier, Eis, Nachtisch = Ernteseit.
Richtige Lösungen sandten ein: Anton Lauffe, Adolf Weiser, Marta Weidner, Karlsruhe.

Witz und Humor

Der aröhte Döffe. Im neuen Parlament haben frischgebackene und wiederaufgewärmte Abgeordnete beisammen und besprachen das Wahlergebnis und die Nicht-Wieder-Gewählten. Ein Wieder-Gewählter rief laut bei Namensnennung eines Durchgefallenen: „Na, mit dem ist das Parlament den größten Döffen los!“, worauf ihn ein älteres Mitglied des oberen Hauses zurechtwies: „Aber ich muß Sie doch sehr bitten, Herr Kollege, Sie vergessen sich —!“

Scherzfrage. „Wer ist gleich?“ — „Finanzämter, Gerichtsvollzieher und kleine Kinder. Was die drei sehen, wollen sie haben!“ (,III“)

Wohnungsnot. „Wenn Ihr keine Wohnung bekommt, zieht doch zu meinen Eltern!“ — „Die wohnen doch schon bei ihren Eltern.“ (,III“)

Aus der Zeit. „Nun, wie wars am Stammtisch, Männchen?“ — „Großes Wetttschimmeln auf die Steuern!“ (,III“)

Angewandte Volkswirtschaft. „Es ist doch schrecklich, was der junge Thomas für Geld verbraucht. Und sein alter Herr ist doch so ein parsamer Mensch.“ — „Ja, es ist eben auch hier eine zu große Spanne vom Erzeuger zum Verbraucher.“ (,III“)

Falten. Ein junger, unbedeutender Mensch sah in einer Gesellschaft einer geistreichen Frau gegenüber und sah sie starr an. „Warum fixieren Sie mich?“ — „Ei“ verlegte frech der junge Mann, „ich bemerke eben, daß Sie schon fünf Falten im Gesicht haben.“ — Die Dame erwiderte, ohne mit der Wimper zu zucken: „Da sind Sie besser dran, mein Herr, Sie sind nur ein Falten.“

Neues Wort. „Unjere Strümpfe sind ja gewiß elegant und fein, aber die von Ottile solltet du sehen — die überstrumpft uns alle.“

Die Enaländer. In einem Berliner Varietee tritt eine Akrobatengruppe auf. Aufmachung englisch, Name englisch, Bezeichnung ihrer Nummern englisch und Verändigung ebenfalls englisch. Als Schlußstück soll der Sprung eines Mitalies des der Truppe von einer drei Meter hohen Plattform auf die Schulter des ersten „Fängers“ erfolgen. Die Musik schweigt und unter atemloser Spannung steigt der junge Artist zur Höhe hinauf. Der Fänger steht und ruft hinauf: „Are you ready?“ — „Yes, allright!“ — „Come on!“ — Der Sprung erfolgt, doch kommt der Springer so unglücklich herab, daß er den Fänger ziemlich heftig mit dem Fuß ins Gesicht kößt. Trotzdem gelingt der Trick, aber der Fänger wirft den jungen Partner mit Entrüstung von sich und raunt ihm zu: „Du Döffe, springst mir mit beede Beene in de Presse.“

Die Ruhestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

43. Woche

Karlsruhe, den 21. Oktober

1925

Alle

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume. Ich hob den Blick. In lichten Wolkenraume sah ich den Herrn des Brot den Wölfen brechen und ahnungsvolle Liebesworte sprechen. Weit über ihre Häuser lud die Erde er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben sah ich, und vielen schon das Mahl aneben, da bereiteten sich unter tausend Händen die Tische, doch verblümmerten die Enden in arauen Nebel, drin auf bleichen Stufen Kummergestalten saßen, ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umbläute ein unermeßlich Mahl, so weit ich schaute, da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens, da kreuzte keine Schale sich vergebens, da lag das ganze Volk auf vollen Karben, kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

Conrad Ferdinand Meyer

Wie eine Mutter ihren Sohn zum Wählen brachte

Aus „Die Leute von Selbwola“ von Gottfried Keller

In der freien Republik der Schweiz hat sich das demokratische Staatsbewußtsein und das Gemeinheitsgefühl der Staatsbürger, die sich selbst regieren, naturgemäß anders ausbilden können, als im früheren Deutschland, da die Obrigkeit den Untertan regierte. Dieses freie und für uns Deutsche vorbildliche Staatsbewußtsein tritt uns in den Werken des Dichters Gottfried Keller in leuchtender Schönheit entgegen. Wir bringen hier eine Stelle aus der Novelle: „Frau Regula Amarin und ihr Jüngster“ zum Abdruck. Gottfried Keller erzählt, wie eine Witwe durch ihr eigenes Beispiel ihren Sohn zu einem tüchtigen Menschen erzieht. Zuletzt gibt diese tapere und geistreiche Frau eine kostbare Probe der Erziehung zum Staatsbürger.

Frits aber, der bereits ein würdiger Familienvater war, mußte doch noch einmal in die Schule genommen werden von der Mutter, und zwar in einer Sache, um die sich manche Mutter vom gemeinen Schläge wenig gekümmert hätte. Der Sohn war ungefähr zwei Jahre schon verheiratet, als das Ländchen, welchem Selbwola angehörte, seinen obersten maßgebenden Rat neu zu bestellen und deshalb die vierjährigen Wahlen vorzunehmen hatte, in Folge deren denn auch die verwaltenden und richterlichen Behörden bestellt wurden. Bei den letzten Hauptwahlen war Frits noch nicht stimmfähig gewesen und es war jetzt das erste Mal, wo er derausehen bewohnen sollte. Frits kümmerte sich auch wenig um die Wahlen, so sehr er sich vor vier Jahren geachtet hatte, daran teilzunehmen. Er dachte sich, da alles gut ginge im Lande, so sei kein Grund, den öffentlichen Dingen nachzugeben und die Maschine würde deswegen nicht stillestehen, wenn er schon nicht wählte. Es war ihm unbehagen, an dem schönen Tage in der Kirche*) zu sitzen mit einigen alten Leuten; und wenn man es recht betrachtete, schien sogar ein Anflug von philisterhafter Väterlichkeit zu liegen an den diesjährigen Wahlen, da sie gar so stille und regelmäßige Pflichterfüllung waren. Er ging an dem betreffenden Morgen in aller Frühe in seinen Stein-

*) Die Wahlen wurden in der Schweiz in der Kirche veranstaltet.

bruch hinaus und schaffte dort in der warmen Majonna so eifrig und ernsthaft herum, als ob an diesem einen Tage noch alle Arbeit der Welt getan werden müßte und nie wieder die Sonne aufginge hernach. Da ward seine Mutter ungehalten und setzte ihren Kopf darauf, daß er dennoch in die Kirche gehen sollte; und sie band ihre immer noch glänzenden schwarzen Zöpfe auf, nahm einen weichen Strohhut darüber und Fritzens Rock und Hut an den Arm und wanderte rasch hinter das Städtchen hinaus, wo der weitläufige Steinbruch an der Höhe lag. Als sie den langen krummen Fahrweg hinanstieg, auf welchem die Steinlasten herabgebracht wurden, bemerkte sie, wie tief der Bruch seit 20 Jahren in den Berg hineingegraben und überschlug das ungewöhnliche gute Gestein, das sie erworben und zusammengeschalten. Auf verschiedenen Abhängen hämmerten zahlreiche Arbeiter, welchen Frits längst ohne Werkführer vorstand, und zu oberst, wo grünes Buchenholz die frischen weißen Brüche krönte, erkannte sie ihn selbst an seinem weiseren Gange, da er Wäsche und Schuhe wogemonfen, wie er mit einem Trübschen Leute die Röße zusammensteckte über einem Punkte. Gleichzeitig aber sah man sie und rief ihr zu, sich in Acht zu nehmen. Sie duckte sich unter einen Felsen, worauf in der Höhe nach einer kleinen Stelle ein starker Schlag erfolgte und eine Menge kleiner Steine und Erde rings herniederregneten. Da glaubte er nun, laute sie zu sich selbst, „was er für Verdienst verrichtet, wenn er hier Steine gen Himmel sprengt, hat keine Mühe als Wägen zu tun!“ Als sie oben ankam und verschauerte schien er, nachdem er flüchtig auf den Rock und Hut geschief, den sie trug, sie nicht zu bemerken, sondern unterludete eifrig die Wäher, die er eben geprengt, und fuhr mit dem Rollstoß an den Steinen herum. Als er sie aber nicht mehr vermeiden konnte, sagte er: „Guten Tag, Mutter! Spazierest ein wenig? Schön ist das Wetter dazu!“ und wollte sich wieder weg machen. Sie ergriff ihn aber bei der Hand und führte ihn etwas zur Seite, indem sie sagte: „Hier habe ich dir Rock und Hut gebracht, nun tu mir den Gefallen und gehe zu den Wahlen!“ Es ist eine wahre Schande, wenn niemand geht aus der Stadt!“

„Das fehlte auch noch“, erwiderte Frits ungeduldig, „jetzt abermals bei diesem Wetter in der langweiligen Kirche zu sitzen und Stimmzettel herumzustecken. Natürlich wirst du dann für den Nachmittag schon irgend ein Leichenbegängnis in Bereitschaft haben, wo ich wieder mitkumpeln soll, damit der Tag ja ganz verheubert werde! Doch ihr Weibsteuere unereinen immer an Begräbnisse und Kindertaufen hingepredigt, ist begreiflich; daß ihr aber so sehr um die Politik euch kümmert, ist mir ganz etwas Neues!“

„Schande genug“, sagte sie, „daß die Frauen euch vermahnen sollen, zu tun, was sich gebührt und was eine verschworene Pflicht und Schuldigkeit ist!“

„Ei, so tue doch nicht so“, erwiderte Frits, „seit wann wird denn der Staat stille stehen, wenn einer mehr oder weniger mitgeht, und seit wann ist es denn nötig, daß ich gerade überall dabei bin?“

„Dies ist keine Befehlsheit, die dies sagt“, antwortete die Mutter, „dies ist vielmehr verborgener Hochmut! Denn ihr glaubt wohl, daß ihr müht dabei sein, wenn es irgend darauf anläge, und nur, weil ihr den gemönten stillen Gang der Dinge verachtet, so haltet ihr euch für zu gut, dabei zu sein!“

„Es ist aber in der Tat lächerlich, allein dahin zu gehen“, sagte Frits, „jedermann steht einem hingeben, wo dann niemand als die Kirchenmaus zu sehen ist.“

„Bei allen kleinen Angelegenheiten“, erwiderte Frau Amarin, „bei allen schlechten Geschichten, eifren Verdächtigungen und Dummdheiten, bei allen Genatzen- und Geshmutterweien befließigt man sich der größten Pünktlichkeit; aber alle vier Jahre einmal sich pünktlich und vollständig zu einer Wahlversammlung einzufinden, welche die Grundlage unseres ganzen öffentlichen Lebens und Regiments ist, das soll langweilig sein,

unausstecklich und lächerlich! Das soll in dem Belieben und in der Bequemlichkeit jedes einzelnen stehen, der immer nach seinem Rechte strebt, aber sobald dies Recht nur ein bißchen auch nach Pflicht riecht, sein Recht darin sucht, keines zu üben! Wie, ihr wollt einen freien Staat vorstellen und seid so faul, alle vier Jahre einen halben Tag zu opfern, einige Aufmerksamkeiten zu bezeugen und eure Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Regiment, das ihr veritasmäßig einseht, zu offenbaren? Saal nicht, daß ihr immer da wäret, wenn es sein müßte! Wer nur da ist, wenn es ihn belustigt und seine Leidenschaft kitzelt, der wird einmal ausbleiben und sich eine Nase drehen lassen, gerade wenn er am wenigsten daran denkt.

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert und so auch der, welcher für das Wohl des Landes arbeitet und dessen öffentliche Dinge besorgt, die in jedem Hause in Einrichtungen und Geheiß auf das tiefste eingreifen. Schon die alleräußerste Anstrengung und Hingabe gegen die betrauten Männer erfordert es, wenigstens an diesem Tage sich vollständig einzufinden, damit sie sehen, daß sie nicht in der Luft stehen. Der Zustand vor den Nachbarn und das Beispiel für die Kinder verlangen es ebenfalls, daß diese Handlung mit Kraft und Würde begangen wird, und da finden es diese Helben unbequem und lächerlich, die gleichen, welche täglich die größte Pünktlichkeit innehalten, um einer Regelpartei oder einer richtungslosen aberwitzigen Geschichte beizuwohnen.

Frau Anrain legte ihre Hand auf seine Schulter, und sagte: „Wenn es heißt, daß deine Mutter dich hingelächelt habe, so bringst du das keine Schande und mir bringt es Ehre, wenn ein solcher tüchtiger Geheil sich von seiner Mutter schiden läßt. Ich würde wahrhaftig stolz darauf sein und du kannst mir am Ende den kleinen Gefallen zu meinem Vergnügen erweisen, nicht so?“

Kris mußte hieran nichts mehr vorzubringen und zog den Kopf an und setzte den Bäckerhut auf. Als er mit der trefflichen Frau den Weg hinunterging, sagte er: „Ich habe dich in meinem Leben nie so viel politisieren hören, wie so eben, Mutter! Ich habe dir so lange Reden gar nicht zugehört.“

Sie lachte, erwiderte dann aber ernsthaft: „Was ich sage, ist eigentlich weniger politisch gemeint, als auf hausmütterlich. Wenn du nicht bereits Frau und Kind hättest, so würde es mir vielleicht nicht einfallen sein, dich zu überreden, so aber, da ich ein wohlverhaltendes Haus von meinem Gebütle in Aussicht sehe, so halte ich es für ein gutes Erbteil solchen Hauses, wenn darin in allen Dingen das rechte Maß gehalten wird. Wenn die Söhne eines Hauses beiseiten gehen und lernen, wie die öffentlichen Dinge auf rechte Weise zu eben sind, so bewacht sie vielleicht gerade dies vor unechten und unbedenklichen Streichen. Ferner, wenn sie das eine ehren und zuverlässig tun, so werden sie es auch mit dem anderen so halten und so hast du habe ich am Ende nur als fürsorgliche häusliche Großmutter behandelt, während man sonst wird, ich sei die ärgste alte Kannegießerin!“

Dichter und Wahl

Ein Gang durch die Weltliteratur

„Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei.“ Aber er greift mit beiden Händen hinein ins volle Menschenleben, und nach der Fülle des Stoffes, der sich ihm im Kampf der Köpfe und der Herzen, der Trübsal und des Wirklichkeitsjammes, der Utopie und der harten Tatsachenwelt, des Pessimismus und des ernsten Verantwortungsbewußtseins, des Egoismus und der reinen Gläubigkeit, der Selbstlosigkeit und der Interessen darbietet. Es wäre eine verlockende Aufgabe für einen Literarhistoriker, eine Anthologie von den Dichtern und der Wahl zu schreiben. Es käme da sicher ein lebenswertes Buch zustande, reich an Gedanken und Ansichten, ein Buch, das vielleicht den Wahlkampf und seine modernen Methoden aus den Niederungen der Gasse in die höheren Bezirke emporhebt, wo als einziger Souverän der Geist herrscht. Einmalen mag ein kleiner Rundgang durch den Garten der Weltliteratur genügen, und es seien einige Blüten gepflückt, die statt des Buches überreicht werden sollen.

Einer der ersten Dichter, der die Wahl in die Literatur eingeführt hat, ist wohl Shakespeare gewesen, der in seinem „Coriolan“ einen Wahlvorgang im alten Rom geschildert hat, und der bei dieser Gelegenheit die menschlichen Schwächen und wohl insbesondere die Schwächen seiner eigenen Zeitgenossen zeichnet. Damals war ja England das einsige Land, in dem man ein parlamentarisches System kannte, und so sind es denn auch hauptsächlich Engländer gewesen, die die Wahl

literarisch verwannt haben. Mit köstlichem Humor hat Dickens das Menschlich-Allmenschliche verifiziert, das so oft den Ausschlag gibt, wenn ein eines Volkes große Gegenstände gerungen wird. Man denkt mit Vergnügen an die Schilderung der Wahl von Catonsville, bei der die zwei feindlichen Parteien und die von Redakteuren und deren Frauen angeführten Parteien gewaltige Anstrengungen machen, um den Sieg zu erringen. Man denkt an die übermütige Szene, weil der Wahlmann seinem Kandidaten empfehle, einem Kind aus der Versammlung einen Kuss zu geben, um damit seine Popularität zu erhöhen. Die Begeisterung des festgesetzten Redners nimmt dann schließlich solche Formen an, daß er die ganze anwesende Kindergarde abholt, obwohl er anfangs wenig Lust gezeigt hatte, dem Rat seines Managers zu folgen.

Während Gustav Freitag in seinen „Journalisten“ den Wahlkampf mit Humor und Gemütslichkeit behandelt, setzt sich Wahrheitsfanatiker, der in einer bitteren Satire den Wahl-Tagen in seinem „Bund der Jugend“ als der überbittliche Betrieb und die dabei zutage tretende Verquickung von Politik Sentiments und Interessen unter die Lupe nimmt. Neben war Menschenverächter genau, um die Hohlheit dieses Demagogens, wie des Rechtsanwalts Steensgaard, dem die Phrase alles, das Gewissen nichts bedeutet, in ihrer gansen Erbärmlichkeit zu ironisieren. Auch Theodor Fontane hat mehrfach den Wahlvorgang zum Hintergrund mehrerer Darstellungen gemacht. In seinem letzten Werk „Stedtin“ schildert er, wie der durchgefallene Kandidat, der der Held der Erzählung ist, von dem alten Tuxen vermittel, daß er für den Sozialdemokraten gestimmt habe, weil dieser erklärt habe, er wolle etwas für die armen Leute tun, und sie sollten auch ein Stück Land bekommen. Mit seiner Fronte schließt Fontane Traum und Wirklichkeit und ihren Einfluß auf die Entscheidungen des Wählers. Auch Gottfried Keller hat in seiner Novelle „Frau Renata Amrain und ihr Säugling“ eine getungene Schilderung über Wahlfragen entworfen und ein nachdenkliches Wort über die Wahlpolitik gesprochen.

Marie Twardyn, dessen grotesker amerikanischer Humor in Deutschland zahllose Freunde besitzt, verhöhnt in seiner Satire „Wie ich mich um den Gouverneursposten bewirbt“ die Auswüchse des amerikanischen Wahlsystems. Er gibt darin zum besten wie ein christlicher Mann, der sich als Kandidat aufstellen läßt, von seinen Gegnern zum Dieb, Leichenschändler, Trunkenbold und Meineidigen gekennet wird. Was zu der Zeit, als diese Satire in Deutschland Verbreitung fand, noch den Stempel amerikanischer Uebertreibung und grotesker Vergrößerung an sich trug, ist leider inzwischen auch bei uns zur Alltäglichkeit geworden. Die Entzerrung des Wahlkampfes, die man in ruhigen Zeiten hienzulande nicht kannte, ist auch bei uns eingetriften. Mächtig die Dichter, die in die tiefsten Schichten des menschlichen Herzens hineinleuchten, das machende Gewissen für alle Zeitgenossen sein, und möchten ihr Wort und ihre Mahnung die christlichen Waffen von dem Gift reinigen, in das sie heute getaucht sind.

Das richtige Flugblatt

Eine kleine Wahlgeschichte von Pan

Gesetze, sagen die Leute, sind notwendig. Mag sein. Aber nütlicher ist ein guter Nachtwächter. Es hat nie einen besseren gegeben als Michel Purps, Gemeinbediener und Mädchen für alles in Michelhausen. Er war eine Perle, wenn auch nicht in Gold gefaßt. Vielmehr hüllte ihn im Sommer wie im Winter ein dicker Schafwoll ein. Im Winter kam die Wolle nach innen, im Sommer nach außen. Eine Schirmmütze, die ehemals einen roten Rand gehabt hatte, krönte das Haupt. Im Sommer deckte sie fast die Augen, im Winter rutschte sie über die Ohren. Das hinderte Purps aber weder am Sehen noch am Hören. Im Gegenteil: Michel sah und hörte besser als irgend ein anderer im Dorfe; er konnte die Ohren wie ein Pferd, und für den Blick seiner kleinen grauen Katzenaugen war auch die tiefste Dunkelheit kein unüberwindliches Hindernis. Au reinen Manne! sagten Uebelwollende ihm nach; er könne weder lesen noch schreiben. Purps bestritt das aber ganz entschieden. Er meinte, er könne nur nicht richtig schreiben und lesen. Der Schulmeister hatte ihm das noch auf seine alten Tage beibringen wollen. Aber Herr von Schnabel, der Rittergutsbesitzer und Amtsvorsteher von Michelhausen, widersprach energisch diesem Projekt. „So verdirbt man natürliche Intelligenzen“, sagte er. „Es künde weit besser um die Welt, wenn nur die Rittergutsbesitzer lesen und schreiben könnten.“ Ja, jede Wahl bewies das, wo jeder unzufriedene Wähler durch die Rekläre aufreisender Druck

erzeugnisse zum Wähler wurde. Und es war ganz klar, daß auch Purps mit seinen dreihundertundsechzig Mark Jahreslohn und freier Weidbegerechtigkeit für eine Kuh nicht den national gemäßigten Wähler, wenn er hätte richtig lesen können. Da waren andere, die konnten richtig lesen; sie verdienten weit mehr als Michel, aber sie waren doch Stimmgewalt in der Urne. Stimmgewalt — ob!

Diese Niedertracht verstärkte sich von Wahl zu Wahl, trotzdem Herr von Schnabel doch wahrhaftig allen seinen Leuten den Daumen aus der Hand hielt. Aber es war wie eine Feuchte. Deshalb ließ Herr von Schnabel, als nun wieder eine Wahl vor der Tür stand, seinen allseitigen Diener Michel kommen und rebete folgenbermaßen zu ihm: „Nieder Purps! In wenigen Tagen haben wir Wahlen. Das Vaterland ist in Gefahr. Die Unzufriedenheit — Gott verdamme sie! — ist größer als je. Wir müssen etwas tun.“

„Sabs mir schon gedacht, Herr von Schnabel. Und habe rumgehört. Einen Sool zu Versammlungen trügen die Noten nicht, das steht fest.“

„Na“, sagte Herr von Schnabel lachend, dies ist das mindeste. Wähnen Sie sonst nichts?“

„Doch. Es ist ne Vertrauenssache und ist ganz heimlich herbedt, aber ich hab's doch gehört: am Sonntag, also morgen, wird ein Radfahrer mit ner schwarzen Tasje kommen. Da sind Flugblätter drin. Die will er beim Tischler Brije abgeben. Und der wird die Papierechen am Abend, wenns dunkel ist, in alle Häuser bringen.“

„Saha! Die schwarze Tasje müssen wir haben, Purps.“

„Aber keine Anseckslichkeiten, Purps.“

„I wo.“

„Gut, ich überlaß es Ihnen. Und dann“, Herr Schnabel holte einen die gefüllten blauen Aktenbeutel heran, „dann verteilen Sie diese Blätter. Und prägen es allen Leuten ein: Nur dies sei das richtige. Alles andere sei erfunten und erlogen. Wollen Sie ne Zigarre, Purps? Aber rauchen Sie draußen. Und tun Sie Ihre Schuldigkeit.“

Purps ams. Trug den blauen Aktenbeutel nach Haus, legte ihn auf den Tisch und begab sich an seine Geschäfte, die bis zum anderen Morgen währten.

Am sechs Uhr fiel der Schlaabbaum am Chauffeehaus und verküerte die Landstraße. Auf dem Fußsteig stand, in seinen Schattensels gehüllt, Michel Purps wie eine Statue.

Am acht kam der erwartete Radfahrer mit der schwarzen Tasje.

„Halt!“ sagte Purps. „Robin?“

„Meine Sade.“

„Was steht in der Tasje da?“

„Meine Sade.“

„Mitkommen“, sagte Purps, „muss unterucht werden.“

Der Radfahrer weigerte sich. Aber alles Sträuben, Reden und Drohen half nicht. Michel Purps blieb dabei, er müsse die Tasje erst mal „prüfen“. So schleppte er den Verdächtigen in seine Wohnung, entleerte die schwarze Tasje, schlug auf den blauen Aktenbeutel und sagte: „Das hier trag ich aus; das ist das Richtige. Aber Cu er Gefasel — na, ich muss es erst mal lesen. Wo ist meine Brille?“

Purps suchte. Und während er suchte, las der Verdächtige das „richtige“ Flugblatt. Der er tat wenigstens so. Und hantierte merkwürdig viel an den Blättern herum.

„Ja“, sagte er dann. „Das ist wirklich das richtige. Das in dem blauen Dedeel. Da geh ich doch schon lieber wieder nach Haus mit dem meinen.“

„Wie?“

Michel Purps blickte ihn misstrauisch an. Der wollte also wieder entwischen! „Sm, aber ich geb mit bis zum Chauffeehaus. Und die Blätter bleiben da.“

Er legte seine Hand darauf.

„Sie können die in den Ofen werfen“, sagte der Radfahrer. „Ich steck sie selbst hinein.“

So geschahs. Dann gingen sie, Purps mit dem blauen Aktenbeutel unterm Arm. Am Chauffeehaus trennten die Männer sich. Michel stand noch eine Stunde am Schlagbaum, aber der Radfahrer kam nicht zurück. Da machte sich Purps an die Verteilung seiner Flugblätter, reichte gleich eine davon dem Chauffeewärter und sagte:

„Halt! Dich danach. Alles andere ist erfunten und erlogen!“

Das wiederholte sich, das ganze Dorf durch.

Zum Mittag war Michel fertig. Dann legte er sich etn Stunden aus Odr.

Er wurde unzufrieden gewest. Der Herr von Schnabel ließ ihn rufen. „Sofort kommen!“

Michel folgte gleich. Er konnte es nicht anders.

Herr von Schnabel stand mit wutaerötetem Antlitz am Tisch, schnappte nach Luft und schwang ein Blatt: „Purps! Dieses Blatt haben Sie verbreitet?“

„Ja“, Purps erstante. „Wie Herr von Schnabel befohlen haben.“

„Ich? Dies Blatt? Sind Sie verrückt?“

„Die waren in dem blauen Umhang.“ Und Michel Purps erzählte die Geschichte vom Radfahrer. Wie er ihn gefangen, wie der seine Flugblätter in den Ofen gesteckt und so weiter.

Herr von Schnabel feste sich: „Sie sind ein Esel, Purps. Der hat unjere Flugblätter in den Ofen gesteckt. Und Sie haben die sozialdemokratischen verbreitet!“

Der deutsche Bürger

Von Hans Bauer

Es ist Sonntag nachmittag. In einem behäbigen, gutbürgerlichen Kaffee sitzen rauchende Männer; feierlich herausstufierte Frauen. Langsam sädert die Zeit.

Plötzlich hebt ein einem Tisch ein Gefusfel an: „Sie, Herr Meyer! Drehen Sie sich einmal um. Aber nicht gleich, daß er's nicht merkt. Hinter uns, der da sitzt, ist der ...“ Der Sprecher rückt noch näher an das Ohr des Herrn Meyer und flüstert einen Namen. Meyer dreht sich trotz aller Bemerkung den Kopf rudweise nach rückwärts: „Was Sie nicht sagen!“

„Ja, freilich ist er's. Ich kenne ihn doch von den Bildern her.“

„Wer, wer ist das?“ fragt Frau Meyer. Der Name fließt von Mund zu Mund.

Alle kennen ihn, den großen sozialistischen Führer. Jetzt spricht der Sozialist etwas zu seiner Frau. Sie lacht.

Am Meyer-Tisch ist Stille einactreten. Eine einzelne riesenarobe Frage lagert über ihm: Was hat er wohl gesagt? Die Sinne kombinieren. Etwas über die Regierung? Oder nur etwas über das Stückchen Kuchen auf dem-Teller?

Nach kurzem ruft er den Ober. Bestellt eine Eischokolade.

Am Tische gucken sie sich an. „Eine Eischokolade ...“

flüstert Fräulein Günther. Meyer nickt. Ein bitteres, galatiges Niden. Sein Geschäftsfreund Schrumpter lächelt fatalistisch. „Die Eischokolade schmeckt ihm! Zuvohl! Die Eischokolade gehört wohl etwa nicht mit zu unserer bürgerlichen Weltanschauung?“

Ein Zigarrenverkäufer geht jetzt am Nebentisch entlang. Bietet seine Waren an: Zigarren, Zigaretten gefällig? Der Tisch spannt. Wird er? Wird er nicht? Schrumpter legt sich schon zurecht: „Wenn er nicht lauft, der Sozialist, dann wird er, der Schrumpter, sagen: „Ich denke, er hält so auf die armen Leute? Aber abtaufen tut er nichts! Seinetwegen könnte der Bog verbunagern.“ Aber nein, nein: der Sozialist lauft. Zwei Zigarren. Auch für diesen Fall ist Schrumpter gewappnet. „Scheint sichs leisten zu können.“ Luftte er heraus.

„Der friert auch jeden Monat 1000 Mark Gehalt.“ zischelt Herr Meyer und scheint es ganz genau zu wissen. „1000 Mark?“

frag Fräulein Günther und ist platt. „Na und wenn's auch nur 500 wären.“ flüstert die Meyerns Ruhe, denn wieder gibt's neue Sensation. Der Sozialist sucht vergeblich nach Feuer.

Er hat seine Streichhölzer veraessen. Herr Schrumpter bemerkt es. Und plötzlich fahrt er einen titanenhaften Entschluß. Er steht von seinem Stuhle auf, geht an den Nebentisch und hält dem Sozialisten eine brennende Zigarre hin. Dazu kottert er, während sein Herr im Fieberfalle schlaf, ein „Bitte schön!“ heraus. Der Sozialist bedient sich. Herr Schrumpter tanzt daraufhin auf seinen Platz zurück. Mit geröteten Wangen. Sein Tisch ist aus dem Häuschen. Was hat er denn gesagt? „proffelt die Frauen auf ihn wieder. Schrumpter tut sehr gleichgültig. Aber er läßt sich als Held des Tages.“

Und wenn immer von nun an das Gespräch irgendwo auf Politik springt, wird Herr Schrumpter erwähen, daß er dem Sozialistenführer einmal Feuer gegeben hat. Wie ein Löwe wird Herr Schrumpter auf der Bauer liegen und den Anführer fungsammt zu finden wissen. Gewiß, gewiß: Meyer ist ein Volksverführer und sonst etwas. Aber immerhin: Herr Schrumpter hat ihm Feuer gegeben, und er hat es genommen. Sein ganzer Tisch ist Zeuge gewesen. Der alte Meyer, die Meyern, die kleine Günther, seine Frau. Trotz allem und allem: Schrumpter hat das dumpe Gefühl, daß er eine interessante Persönlichkeit seit diesem denkwürdigen Augenblicke ist.

Es ist halb wie damals, als König Friedrich Auwelt von Sachsen selber ...

Aber reden wir nicht davon. Schrumpter kann weinen wie ein kleines Kind, wenn er daran erinnert wird.